

Gossner

INFO

UGANDA:

Größte Flüchtlingskrise Afrikas

DEUTSCHLAND:

Solidarische Kirche: Wie geht das?

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

vor wenigen Wochen konnten wir Bischof Johnson Gakumba aus Uganda in Berlin begrüßen. Eingeladen zum Kirchentag, sprach er bei einem Podiumsgespräch über die Folgen des Bürgerkrieges.

Viele Menschen in Uganda sind bis heute traumatisiert. Das Terror-Regime zweier Diktatoren und der anschließende Bürgerkrieg haben großes Leid gebracht und tiefe Wunden geschlagen. In den letzten Jahren waren in Uganda endlich neue Aufbrüche spürbar; schien ein friedlicher Neuanfang möglich.

Nun erreichen uns neue Schreckensnachrichten. Der Krieg im Nachbarland Südsudan hat eine humanitäre Katastrophe ausgelöst. Hunderttausende Menschen sind auf der Flucht. In Uganda entstehen Flüchtlingsiedlungen, in denen so viele Menschen leben wie in deutschen Großstädten. Tausende Zelte, in den heißen Sand gesetzt. Kaum ein Baum, kaum ein Strauch weit und breit. „Täglich klopfen Hilfesuchende an unsere Tür“, betonte Bischof Gakumba im Gespräch in Berlin; selbst noch ganz erschüttert von dem Besuch in einem Camp. „Die ugandische Regierung tut, was sie kann.“ Doch stehe Uganda ja selbst noch ganz am Anfang des Wiederaufbaus.

Für die Diözese von Nord-Uganda ist es eine Selbstverständlichkeit, die Flüchtlinge zu unterstützen. Und sie weiß die Gossner Mission an ihrer Seite. Bitte lesen Sie mehr dazu ab Seite 14.

Solidarisch sein mit Flüchtlingen, mit Benachteiligten – das wollen auch viele Kirchengemeinden in Deutschland. Aber wie gelingt die Öffnung? Wie können neue Impulse in den Gemeinden umgesetzt werden? Diesen Fragen widmet sich der zweite Themenschwerpunkt dieser Ausgabe.

Wir wünschen Ihnen eine angeregte Lektüre,

Ihre
Jutta Klimmt



INDIEN

Frauen in Indien: „Ich weigere mich, Angst zu haben!“ 6

NEPAL

Mächtige Eliten 10

UGANDA

Flüchtlingskrise: Die Seele braucht Trost 14

DEUTSCHLAND

Transformation I: Kirche in Solidarität 18

Transformation II: Die Menschen nicht „anpredigen“ 24

Kirchentag: Intensiv und international 26



EDITORIAL	2
ANDACHT	3
NACHRICHTEN	4
SPENDEN & HELFEN	12
ZUGUTERLETZT	30
IMPRESSUM	31
PROJEKT	32

500 Jahre Reformation: Frei aus aller Not

„Ein feste Burg ist unser Gott“ – die protestantische Hymne. Das Kampflied der Reformation. Zu kämpferisch? Zu protestantisch fürs Jubiläum „500 Jahre Reformation“? Im offiziellen Ablauf zum Eröffnungsgottesdienst des Jubiläumsjahres war dieser Choral jedenfalls nicht vorgesehen. Auch sonst scheint es mir manches Mal so, als würde 500 Jahre nach Luthers mutigem Thesenanschlag mehr die Spaltung der Christenheit beklagt, als die damals so dringend notwendige Neuformatierung eines abgestürzten Systems zu feiern.

Ging es denn nicht um die Komplett-Sanierung eines erstarrten Machtapparates? Was war denn da noch christlich, wo ein hierarchisches Oben-Unten das selbständige Denken des Einzelnen mit dem Tode bedrohte? Die Religion war Unterdrückung. Der Aberglaube grassierte. Was sich Kirche nannte, war oft nur ein Schachern um Geld und Einfluss. Die Not war groß. Alles schon vergessen?

„Er hilft uns frei aus aller Not“, sang Martin Luther das Lied der Freiheit. Und meinte damit den befreienden Gott. Revolutionär, denn die allermeisten Menschen hatten diesen Gott bis dahin nur als finsternes Schicksal und bedrohlichen Übervater kennengelernt.

„Er hilft uns frei aus aller Not“, sangen die Marginalisierten im Deutschland des 16. Jahrhunderts, bedroht von Kirchenbann und Todesfluch, bereit, für ihren Protest lieber auf den Scheiterhaufen zu gehen, als noch einmal die alten Lieder der Unterdrückung anzustimmen. Protestanten, die sich nicht länger mundtot machen ließen, die sich auflehnten gegen die religiöse Bevormundung, gegen die spirituelle Knechtschaft und das Diktat des großen Geldes – bis hinein in den infamen Ablass-Handel.

„Er hilft uns frei aus aller Not“, das meinte auch Joachim Gauck, als er Luthers Freiheitslied zu seinem Abschied als Bundespräsident spielen ließ – erstmals beim „Großen Zapfenstreich“. Eine aktuelle Erinnerung an den Gott, dem wir nicht nur die Reformation der Kirche, sondern auch den Fall einer elenden Mauer verdanken. Joachim Gauck hat es sicherlich mehr als einmal so gesungen: als Lied der Befreiung aus Engstirnigkeit und Irrtum – als Befreiungs-Choral

im Geist der Menschenwürde und des freien Gewissens.

Johannes Evangelista Goßner wusste schon, warum er nach langen persönlichen Kämpfen evangelisch wurde. Was Martin Luther ins Zentrum stellte, war auch für ihn zentral: Jesus Christus. Erlösende Menschenfreundlichkeit. Die lässt aufatmen. Und handeln: Goßner wusste wie der Reformator, dass ein befreites Gewissen freie Menschen macht, die sich dem Wohl ihres Nächsten zuwenden, weil sie nicht länger um ihr eigenes Seelenheil kreisen müssen.

„Er hilft uns frei aus aller Not“. Aus dem eigenen Aufatmen über die Freiheit der Erlösten wächst der Einsatz zur Befreiung aus dem Elend. So erwartet es die Heilige Schrift vom Messias selbst: Er wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und rechtes Urteil sprechen den Elenden im Lande. Dies aufgeschrieben beim Propheten Jesaja im 11. Kapitel, eine Protestation gegen die ungerechte Behandlung der Armen und die achselzuckende Hinnahme ihres Elends. Jesus nimmt diese Zeitansage auf und spricht es in seine Gegenwart hinein: Selig seid ihr Armen; denn das Reich Gottes ist euer.

„Er hilft uns frei aus aller Not“: Wir dürfen mit Herz und Hand Boten dieses Evangeliums sein.



Dr. Helmut Kirschstein ist Superintendent im ev.-luth. Kirchenkreis Norden und stv. Vorsitzender der Gossner Mission

— ERFAHRUNG

„Gossner-Botschafter“ in Sambia

Zum 22. Mal in Sambia: **Harald Lehmann**, ehrenamtlicher Vorsitzender der Gossner



Mission, hat vor vielen Jahren sein Herz für das afrikanische Land entdeckt. „Mittlerweile haben meine Frau und ich viele Freunde dort, die wir gern besuchen und die gerne zu uns kommen“, betont er. Sein Expertenwissen kommt auch der Gossner Mission zugute: Bei seinen Reisen nach Sambia besucht Lehmann auch die von der Gossner Mission geförderten Projekte oder – wie zuletzt im Frühjahr – **die Freiwilligen** dort. „Fünf tolle, engagierte junge Leute“, so der Vorsitzende. „Ich bewundere ihren Einsatz und ihre vielen Aktivitäten.“ Auch eine Besprechung mit **Achim Burkart**, dem deutschen Botschafter in Sambia (re.), stand auf dem Reiseprogramm.



Foto: Gerald Herzog

— KONSULTATION

Indische Perspektive

Sie kommen aus der Gossner Kirche und der Nordwest-Gossner Kirche: **Dr. Sumit Kerketta** (re.) lehrt am Gossner Theological College in Ranchi, Pfarrer **Amol Kujur** am Naveen Doman Theological College der Nordwest-Kirche in Malar. Gemeinsam nahmen sie in Detmold an einer **Theologischen Konsultation** der Norddeutschen Mission teil, zu der die Gossner Mission die beiden indischen Theologen eingeladen hatte. Das Thema der Tagung: „Mission in multi-religious contexts: pluralistic theology of religions – the end or the beginning of Christian mission?“. Beide Theologen waren zum ersten Mal in Deutschland und nutzten die Gelegenheit, zum 500. Jubiläum die Stätten der Reformation kennenzulernen. Begleitet wurden sie bei Konsultation und Besuchen von Direktor **Christian Reiser**.



— FORTBILDUNG

Erzieherinnen aus Indien zu Gast

Martha-Kindergarten: Dieser Name hat in der Gossner Kirche einen guten Klang.

Die Einrichtung in Ranchi hat einen ganzheitlichen Anspruch und zielt darauf ab, Kindern durch Singen, Tanzen und Spielen einen kreativen Start zu ermöglichen. Anders, als das Kindergärten in Indien normalerweise tun, wo die Mädchen und Jungen diszipliniert stillsitzen und lernen müssen. Weitere Diözesen der Gossner Kirche wünschen sich nun einen solchen Martha-Kindergarten. Das aber setzt nicht nur entsprechende finanzielle Mittel, sondern auch eine konsequente Fortbildung weiterer indischer Erzieherinnen voraus.

So waren nun junge Frauen aus **Chaibasa, Govindpur** und **Ranchi** mehrere Wochen in Deutschland zu Gast, um hier ein Praktikum in Kindergärten in **Berlin und Emden** zu absolvieren und sich in Seminaren weiterzubilden.

— NEU

Expertin für Nepal



Sie unterstützt seit vielen Jahren die Gossner Mission und ist seit April neu im Team der Dienststelle: **Karin Döhne**. Als Unterrichtskrankenschwester war Karin Döhne von 1986 bis 1995 mit ihrer Familie nach Nepal gegangen, um dort zunächst in einem Gesundheitsprojekt in den Bergen zu arbeiten und später von Kathmandu aus das ländliche Entwicklungsprogramm der **United Mission to Nepal (UMN)** zu koordinieren. Zuletzt leitete sie bei **Brot für die Welt** die Afrika-Abteilung. Der Gossner Mission blieb sie immer verbunden über ihre ehrenamtliche Mitarbeit im Kuratorium und im Nepalausschuss. In der Altersteilzeit widmet sich Karin Döhne als **Projektkoordinatorin** auf Honorarbasis wieder ihrer alten Liebe Nepal. Herzlich willkommen im Gossner-Team!



— EHRUNG

Auszeichnung in Myanmar

Ursula und Dieter Hecker, beide früher bei der Gossner Mission tätig und dem Werk



bis heute eng verbunden, freuen sich über eine erneute **Ehrendoktorwürde**: Gemeinsam mit acht anderen Personen wurden sie in Myanmar für ihre Verdienste ausgezeichnet. Die Gossner Mission gratuliert herzlich.

Ursula und Dieter Hecker waren in den 80er bis 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Indienreferentin bzw. als Direktor bei der Gossner Mission tätig. Im Jahre 2002, nach der Pensionierung Dieter Heckers, ging das Theologenehepaar ans **Theologische College** nach Ranchi/Indien. Dort wurden beide 2007 für ihre Lehrtätigkeit ebenfalls mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet. Seit einigen Jahren engagiert sich das Paar, das in Berlin lebt, nun in Myanmar.

Beitrag aus Datenschutzgründen entfernt



„Ich

Idan Topno beim
Kirchentag in Berlin.
(Foto: Henrik
Weinhold)

Idan Topno ist Pfarrerin der indischen Gossner Kirche und Dozentin am Gossner Theological College in Ranchi. Die Theologin gehört zu den Adivasi, den indischen Ureinwohnern. Sie erzählt, mit welchen Schwierigkeiten es verbunden ist, als Frau, Christin und Angehörige einer Minderheit im patriarchalisch und hinduistisch geprägten Indien zu leben – und erklärt, warum es der Regierung und großen Konzernen nutzt, wenn Zwietracht unter den Religionen herrscht.

Früher war in ihrer Heimat das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlichen Glaubens kein Problem. „Es war eine sichere Umgebung und wir lebten alle auf harmonische Weise zusammen. Keine Religion störte die andere und ich spürte gar nicht, dass ich zu

einer Minderheit gehörte“, erinnert sich Pfarrerin Idan Topno an ihre Kindheit im indischen Bundesstaat Jharkhand. Hindus, Muslime und Christen kamen gut miteinander aus oder ließen sich zumindest gegenseitig in Ruhe. Das habe sich geändert, erzählt die 40-jährige Mutter zweier Kinder, die mit ihrem deutschen Mann in Ranchi lebt. „Heute benutzen Politiker die Religion als Mittel, um das Volk für ihre politischen Ziele auseinanderzudividieren“, sagt sie. Die fundamentalistische Hindu-Regierung habe ein vergiftetes Klima erzeugt, in dem sich Fanatiker dazu aufhetzen ließen, Minderheiten zu diffamieren und zu attackieren. Als evangelische Christin und Adivasi – indische Ureinwohnerin – gehört sie zwei gesellschaftlichen Gruppen an, die unter diesem Klima besonders zu leiden haben.

Dreifach in der Minderheit: Als Adivasi, Frau und Christin in Indien

Von CARMEN MOLITOR

weigere mich, Angst zu haben“

Um Zwietracht und Hass in der Bevölkerung zu säen, würde beispielsweise immer wieder das Gerücht gestreut, die christlichen Adivasi drängten nicht-christliche Ureinwohner dazu, zum Christentum zu konvertieren. „Wenn man dann mal genau nachfragt, wird einem sofort klar, dass daran nichts wahr ist“, sagt Idan Topno. Doch solche Nadelstiche sorgen für wachsendes Misstrauen. Für die Theologin ist klar, was Politiker damit in Wahrheit bezwecken: Es gehe nicht um Glaubensfragen und Religion, sondern um viel Geld und lukrative Geschäfte.

Der Bundesstaat Jharkhand ist reich an Mineralien, vor allem an Kohle, aber

auch an Uran und anderen Rohstoffen. Die Regierung verdient gut daran, wenn große Konzerne wie ArcelorMittal oder Tata Steel sich dort ansiedeln und sie forciert diese Entwicklung. Den Preis dafür zahlen die Ureinwohner, die für den Bau von Riesenstaudämmen oder Industrieanlagen rücksichtslos aus ihren Dörfern vertrieben werden und ihre Heimat verlieren.

„Unsere Adivasi-Community protestiert ständig gegen solche Projekte und organisiert Widerstand“, erklärt Idan Topno. „Wenn wir zusammenstehen, wird es schwerer, die Menschen von ihrem Land zu vertreiben. Deshalb versuchen Politiker, Zwietracht unter uns



Alltag im ländlichen Indien.

Schwere körperliche Arbeit: Frauen als Teepflückerin, Frauen auf dem Feld. (Fotos: Sebastian Keller)



Autorin **Carmen Molitor** ist freie Journalistin in Köln und lernte Idan Topno 2016 in Berlin kennen.

zu säen. Und sie greifen speziell die Christen an, weil es zum Christentum gehört, die Menschen zu bilden und ihnen ein Bewusstsein für ihre Rechte zu vermitteln. Das sieht die Politik als Gefahr.“

Das Thema ist nicht ganz neu: Schon vor genau zehn Jahren hatte es beispielsweise Gräueltaten gegeben, als Adivasi-Studierende für gleiche Rechte ihrer Volksgruppe demonstrierten. Die Kundgebung wurde brutal niedergeschlagen, es gab Tote und Verletzte. Eine junge Frau wurde von einer Gruppe ihrer Kleidung beraubt und gezwungen, nackt durch die Straßen davonzulaufen.

„Gewalt gegen Frauen ist in ganz Indien immer noch eines der bestimmenden Themen in der Gesellschaft“, sagt die Pfarrerin. Einer dieser Fälle, die besonders brutale Vergewaltigung einer jungen Frau durch sechs Männer in einem Bus bei Delhi, machte 2012 international Schlagzeilen. Zwar habe es

danach im Land viele Proteste gegeben und viele Nichtregierungsorganisationen hätten sich des Problems angenommen. „Aber noch immer geschehen solche Dinge, und es ist schwer,

im patriarchalisch geprägten Indien einen öffentlichen Diskurs darüber zu führen.“

Viele Frauen würden das Gefühl von Sicherheit in der Öffentlichkeit nicht kennen. Geht es ihr selbst auch so? „Nein“, sagt die Pfarrerin. „Ich weigere mich, Angst zu haben.“ ■





Mächtige Eliten

Minderheiten in Nepal weiterhin diskriminiert – Fachtagung zu Menschenrechten

Text und Foto: KARIN DÖHNE

Mehr als zehn Jahre liegt der Bürgerkrieg in Nepal zurück. Der König musste gehen, demokratische Veränderungen wurden auf den Weg gebracht. Aber wie steht es um die Verwirklichung der Menschenrechte heute?

Adivasi-Frauen am Brunnen. Noch immer bleibt ihnen oft der Zugang verwehrt, wenn Angehörige anderer Kasten ebenfalls Wasser holen.

Noch immer sind Menschen verschwunden, und ihr Verschwinden ist nicht aufgeklärt. Ebenso wenig wie andere Verbrechen aus der Zeit des Bürgerkriegs, der von 1996 bis 2006 dauerte.

Noch immer haben die seit 19 Jahren überfälligen Lokalwahlen nicht stattgefunden.

Noch immer ist es in Nepal für Angehörige der Dalit-Kasten nicht selbstverständlich, Zugang zu Trinkwasser zusammen mit anderen Kasten zu haben. Zwar gibt es Gesetze, die die Benachteiligung verbieten, aber sie werden nicht eingehalten.

All dies und vieles mehr berichtete ein Vertreter aus Nepal auf einer Fachtagung, zu der das Nepal-Dialogforum nach Berlin eingeladen hatte. Seinen Namen dürfen wir hier nicht nennen – aus Furcht vor Repressalien, die ihm in der Heimat drohen könnten.

Es sind noch immer die alten Machteliten, so betonte er, die die Politik in Nepal dominieren. Minderheiten, die zusammen genommen die Mehrheit im Lande ausmachen, werden diskriminiert. Die „Madeshi“, also die Bewohner des Tieflands an der Grenze zu Indien, werden als „Indien-hörig“ diffamiert. Die ethnischen Gruppen der Tamang, Magar und Rai aus den Bergregionen gelten als rückständig. Und die Dalit

sind für viele Höherkastige bis heute „unberührbar“. Wenn die Ursachen für Benachteiligung und der damit häufig verbundenen Armut nicht angegangen werden, können Konflikte nicht gelöst werden. Soziale Einbeziehung aller muss gewährleistet werden. Widerstand jedoch muss gewaltfrei ausgeübt werden – und zwar mit Ausdauer und Beharrlichkeit. Wichtig ist, so das Plädoyer des nepalesischen Gastes, Gemeinsamkeiten der unterschiedlichen, marginalisierten Gruppen herauszuarbeiten, damit sich Solidarität entwickeln kann.

Folter gehört in Nepal nach wie vor zum Alltag, berichtete ein anderer Referent. Etwa 22 Prozent der Menschen, die von der Polizei verhaftet werden, würden auch heute noch gefoltert. Ein Gesetz, das Folter zur kriminellen Handlung erklärt, liegt dem Parlament zwar seit 2010 vor, ist aber nicht verabschiedet, obwohl das Land der UN-Konvention gegen Folter beigetreten ist. Hier sei auch die deutsche Politik gefragt, dieses Anliegen bei Besuchen auf den Tisch zu bringen.

Ein weiteres Thema der Fachtagung war das Recht auf Nahrung. Bereits 2012 wurde eine Land Policy verabschiedet, die u. a. die Umverteilung von Land an Landlose und besonders Bedürftige regelt. Sie wird aber nur sehr zögerlich umgesetzt. Die neue Verfassung von 2015 nimmt nun im Artikel 36 das Recht auf Nahrung auf. Das ist ein großer Fortschritt – nur 22 andere Staaten weltweit haben das Recht auf Nahrung in ihrer Verfassung oder in Gesetzen verankert. Aber auch hier hapert es

i Weitere Informationen: <http://nepal-dialogforum.org>



an der Umsetzung. Und durch das Erdbeben 2015 haben viele Menschen ihre Lebensgrundlagen verloren und kämpfen immer noch darum, wieder auf die Beine zu kommen.

Bereits seit 2004 setzt sich das Nepal-Dialogforum für die Verwirklichung der Menschenrechte, für Demokratisierung und Frieden in Nepal ein. Mitglieder sind neben der Gossner Mission die Adivasi-Koordination Deutschland, Amnesty International (Ländergruppe Nepal), Misereor, Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst, FIAN International, Peace Brigades International (deutscher Zweig) und das Südasiensbüro. Zusammen mit nepalischen Partnern setzt das Forum sowohl hier in Deutschland und Europa als auch vor Ort auf Aufklärung und auf Kontakte mit Entscheidungsträgern. Es lädt zu Fachtagungen ein, an denen Vertreter*innen aus Politik und Entwicklungszusammenarbeit sowie Men-

schenrechts- und Friedensinitiativen teilnehmen.

Die Teilnehmenden aus Nepal sprechen darüber hinaus mit Bundestagsabgeordneten verschiedener Parteien und führen Gespräche im Auswärtigem Amt. Dies ist möglich, weil das Dialogforum seit vielen Jahren Kontakte in die deutsche Politik pflegt und auf die Probleme des Landes hinweist. ■



Autorin **Karin Döhne** ist seit April Nepal-Projekt Koordinatorin der Gossner Mission.

SPENDEN & HELFEN

— HERZLICHEN DANK

Neuer Zahnarztstuhl hilft Patienten in Chaurjahari

Er ist bereits seit Wochen im Einsatz: der neue Zahnarzt-Behandlungsstuhl für das Missionshospital Chaurjahari in Nepal! Im März hatte das Hospital um Unterstützung gebeten. Denn der frühere, 15 Jahre alte Stuhl war völlig zerschossen und wurde nur noch mit Klebeband und Drähten notdürftig zusammengehalten. Die Gossner-Freunde halfen schnell: Mehr als 6000 Euro kamen zusammen. **Herzlichen Dank allen Spenderinnen und Spendern!**

Normalerweise nehmen viele Menschen in den Bergen Nepals Zahnschmerzen einfach als gegeben hin. Oder sie suchen – mit schlimmsten Wunden, Entzündungen und Geschwüren – einen Dorfheiler auf. Doch seit drei Jahren arbeitet nun Zahnarzt **Dr. Rabindra Lama** in Chaurjahari. Unter seiner Anleitung klären die Mitarbeitenden des Hospitals die Menschen über Vorsorge und Mundhygiene auf, wann immer sie die Möglichkeit dazu haben. Und diese Vorsorge trägt Früchte. Vor allem bei den Kindern.

Immer mehr Patienten trauen sich nun auch zu Dr. Lama ins Hospital. So hat sich die Zahl der Zahnbehandlungen **von 275 in 2014 auf 1475 in 2016 erhöht**. Mit dem neuen Behandlungsstuhl werden nun künftig noch mehr Menschen die Hilfe des jungen Zahnarztes in Anspruch nehmen können.

4900 Euro kostete umgerechnet der neue Behandlungsstuhl mit dem dazu gehörigen Kompressor. „Die Menschen vor Ort sind darüber sehr glücklich“, sagt Ärztin **Dr. Elke Mascher** (Foto unten), die im Frühjahr zwei Monate vor Ort war und regelmäßig nach Deutschland berichtete.

DAS HAT
IHRE SPENDE
BEWIRKT



Sie können die Arbeit des Hospitals unterstützen.

Unser Spendenkonto

Gossner Mission
Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91
BIC: GENODEF1EK1

Kennwort: Hospital Nepal

— HOSPITAL

Mit heiler Haut entlassen

Ein kalter Wintertag in den Bergen Nepals. Die Familie der sechsjährigen Zita hatte vor dem Haus ein Feuer gemacht, um sich daran zu wärmen. Als Zita sich umdrehte, standen ihre Kleider plötzlich in Flammen. Die Kleine zog sich schwere Verbrennungen zu.

Einer der Mitarbeiter des **Hospitals Chaurjahari** kam zufällig in dem Dorf vorbei und brachte das Mädchen ins Krankenhaus. Innerhalb eines Monats musste Zita mehrfach operiert und Haut transplantiert werden. Doch alle Wunden verheilten. Trotz der Schwere der Verbrennungen. „Wir sind sehr froh, dass wir Zita so gut und schnell helfen konnten“, so **Dr. Khaleb Budha**, Facharzt für Kinderheilkunde.

Da die Familie sehr arm ist, wurden die Kosten der Behandlung (rund 300 Euro) aus dem **Wohltätigkeitsfonds des Hospitals** beglichen, der von vielen Gossner-Freunden großzügig unterstützt wird. Zita und ihre Mutter sind nun überaus glücklich und dankbar – für diese finanzielle Unterstützung, aber auch für die liebevolle Behandlung im Hospital und den guten Verlauf, der dem Kind wieder zu einem normalen Leben verholfen hat.



WIR GEBEN

IHRER SPENDE EIN GESICHT

— LIPPE HILFT

Spenden für Dörfer in Assam bestimmt

8500 Euro für die Dorfentwicklungsarbeit in Assam: Diese stolze Summe konnten Mitglieder des **Lippischen Freundeskreises der Gossner Mission** mit einem symbolischen Scheck an Direktor **Christian Reiser** überreichen. Eingegangen waren die Spenden über die Aktion **LIPPE HILFT**, mit der die lippischen Freunde alljährlich ein von ihnen ausgesuchtes Gossner-Projekt unterstützen. „Die lippischen Freunde und Gemeinden“, so Reiser, „sind ein wesentlicher Pfeiler bei unserer Arbeit an der Seite der Ärmsten. Herzlichen Dank!“

Ins Leben gerufen wurde die Aktion **LIPPE HILFT** vor mehr als zehn Jahren, als die Inselgruppe der Andamanen und Nikobaren von einem Tsunami stark betroffen war und die indische Gossner Kirche um Soforthilfe und Gelder für den Wiederaufbau gebeten hatte.

2016 war der Erlös der Aktion für Assam bestimmt, für „eine Region am Ende der Welt“,



wie die Assamesen selbst sagen. Sie fühlen sich von der indischen Regierung vernachlässigt.

„Gemeinsam mit allen Menschen in unseren Dörfern – ob sie Christen sind oder einer anderen Religion angehören – wollen wir einen Prozess anstoßen, von dem alle Bewohner profitieren“, so der Initiator des Projektes, Pfarrer **Barnabas Terang**. So hat die indische Gossner Kirche in Assam ein Dorfentwicklungsprojekt angestoßen, das von der Gossner Mission und von den Freunden in Lippe unterstützt wird.



„Auch die Seele braucht Trost!“

Täglich überqueren 3000 Menschen die Grenze nach Uganda – Größte Flüchtlingskrise Afrikas

Von DR. VOLKER WAFFENSCHMIDT

Angst, Trauer, Verzweiflung - all das ist in ihren Augen zu lesen. Bis zu 3000 Menschen täglich überqueren die Grenze von Südsudan nach Uganda. Auf der Flucht vor den Gewalttaten in ihrem Heimatland. Sie fliehen vor brandschatzenden Milizen, die nachts Dörfer überfallen, Mädchen vergewaltigen und Unschuldige ermorden. Die Hoffnung der Flüchtenden heißt Uganda.

Der Krieg im Südsudan hat eine humanitäre Katastrophe ausgelöst. Unzählige Menschen sind im Land auf der Flucht oder suchen in den Nachbarländern Schutz, vor allem im Norden Ugandas. Das Land, das selbst so lange so sehr gelitten hat – zunächst unter den Terror-Regimes von Idi Amin und Milton Obote, dann unter den Milizen der Lord's Resistance Army – dieses Land, das nun seit etwa zehn Jah-

ren einen friedlichen Neuanfang sucht, sieht sich mit der „größten Flüchtlingskrise Afrikas und der am schnellsten wachsenden weltweit“ konfrontiert. So der Bericht des UNHCR, des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen.

Seit seiner Gründung im Jahre 2011 kommt der Südsudan, der jüngste Staat auf dem afrikanischen Kontinent, nicht zur Ruhe (siehe Info-Kasten). Als 2013 erstmals offene kriegerische Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Volksgruppen ausbrachen, begann das Flüchtlingselend, und es riss seither nicht ab. Weitere schwere Kämpfe gab es im Juni 2016, als Zehntausende die Grenzen überquerten, und dann erneut, noch mal verschärft, seit Beginn dieses Jahres.

Dabei ist der Norden Ugandas seit dem Ende des Bürgerkrieges im Jahre 2007 dabei, allmählich zu einem normalen Leben zurückzufinden. Die Menschen haben genug mit sich selbst zu tun. Und nun wird ein benachbarter Konflikt buchstäblich ins Land gespült – in Form von fast einer Million Flüchtlingen. Zunächst kamen sie aus den Wirren des Ost-Kongo (etwa 250.000 Menschen) und nun aus dem brutalen Krieg im Südsudan (bis jetzt etwa 850.000).

Der UNHCR rechnet zum Jahresende mit etwa zwei Millionen Menschen, die innerhalb des Südsudan selbst auf der Flucht sind, und weiteren zwei Millionen, die in die Nachbarländer fliehen – die meisten nach Uganda. Die Situation wird sich also weiter verschärfen. Allein könnte der Staat diese Flüchtlingskrise niemals bewältigen. Der UNHCR hat sich der Versorgung der Geflohenen angenommen, hilft und koordiniert. Über ein Dutzend Auffanglager sind so im Norden Ugandas entstanden. Wenn eines voll ist, übervoll zumeist, wird ein neues gegründet. Das größte Camp hat annähernd 250.000 Einwohner. Regelrechte „Städte“ entstehen hier.

Dabei handelt es sich allerdings weder um echte Städte, noch um klassische Camps. Das Wort „Camp“ sugge-

riert Zeltstädte, die in Reih und Glied kasernenartig angeordnet sind und wo die Menschen zur Untätigkeit verdammte als Bedürftige ihre Tage fristen. Uganda verfährt hier anders, innovativ, viele sagen vorbildlich. Man will den Menschen ermöglichen, sich niederzulassen, daher spricht man auch nicht von Camps, sondern von „Siedlungen“. Die Regierung überlässt jedem Neuankömmling nach einem festgelegten

Sehnsucht nach der Heimat: nach Großeltern, Freunden und der vertrauten Umgebung. (Foto: trocaire, CC BY)

INFO

Tiefe Konflikte im Südsudan

Mit der Gründung des Südsudan 2012, dem jüngsten Staat auf dem afrikanischen Kontinent, ging ein Jahrzehntelanger Sezessionskrieg zu Ende. Dieser hatte schon im Jahr vor der Unabhängigkeit des Sudan (1956) aus dem britischen Protektorat begonnen und wandte sich gegen die „Zwangs-ehe“, die den Völkern des Südens mit dem großenteils islamischen Norden des Landes schon von den Türken und Ägyptern aufgezwungen worden war.

Doch die Freude an der neu gewonnenen Unabhängigkeit währte kaum zwei Jahre, da wandten sich zwei der ehemals verbündeten Rebellenführer gegeneinander. Die Konfliktlinie geht wie so oft entlang ethnischer Grenzen, wobei sich die kleinere Volksgruppe der Nuer von den herrschenden Dinka von der Macht ausgeschlossen sehen. Zwischen allen Fronten bewegt sich die noch geringere Zahl der Schilluk und weiterer Völker.

Neben den ethnischen Konflikten geht es aber auch um handfeste ökonomische Interessen, seit Mitte der 80er Jahre Erdöl gefunden und gefördert wird.

Seit Beginn der gegenseitigen Überfälle 2013 sind Millionen von Menschen auf der Flucht, im Lande selbst und in den Nachbarregionen. Vermittlungsbemühungen der internationalen Gemeinschaft nutzten ebenso wenig wie die Stationierung von UN-Blauhelmen, die gegen die noch aus den langen Kriegsjahren bestens bewaffneten Regierungs- und Rebelleneinheiten nichts auszurichten vermögen.

Plan zwischen 600 und 2.500 Quadratmetern Land; der UNHCR liefert dazu Zeltbahnen, eine Grundausstattung an Werkzeugen und Saatgut sowie das Nötigste für einen kleinen Haushalt. Wenig ist es, zu wenig, aber immerhin ein Grundstock, um sich etwas Eigenes auf-

Eine „Stadt“ im Niemandsland: eines der Flüchtlingscamps im Norden Ugandas. (Foto: trocaire, CC BY)

Salah Iwi Hilary Simon hat die Angriffe auf sein Dorf überlebt. Aber wie es seiner Familie geht, das weiß er bis heute nicht.

Beim Kirchentag in Berlin informiert Bischof Johnson Gakumba über die Flüchtlingsbewegungen. (Foto: Gerd Herzog)



Die Gossner Mission beteiligt sich am Sofort-Programm der Kirche von Uganda. Bitte helfen Sie mit!

Unser

Spendenkonto:

Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206
0410 0003 9014 91

Kennwort: Uganda Soforthilfe

zubauen, eine Unterkunft zusammenzuzimmern, einen Garten anzulegen, sich anzusiedeln. Nicht sehr viel anders, als es einst die Hohenzollern mit den Glaubensflüchtlingen aus Frankreich, Holland, der Schweiz oder dem Salzburger Land machten. Zum Wohl der Flüchtlinge und zum Wohl des entvölkerten Landes.

Aber wie der ugandische Staat, so ist auch der UNHCR auf die Mithilfe anderer angewiesen und baut dabei auf die Zusammenarbeit mit lokal etablierten und gut vernetzten Organisationen.



Also auch auf die Kirchen des Landes, die ihre kleinen und größeren Gemeinden haben und aus den Erfahrungen der eigenen Vergangenheit schöpfen können. Die Church of Uganda, repräsentiert durch ihren Bischof Johnson Gakumba, hat sogleich ihre Bereitschaft zur Mithilfe erklärt. Vor wenigen Wochen machte sich daher der Bischof ein eigenes Bild in Pagirinya, einer der Flüchtlingsiedlungen.

Zurückgekehrt von dem Besuch, berichtet Gakumba von schlimmen Schicksalen, etwa dem des Sudanesisen Salah Iwi Hilary Simon. Der Mann, der zum Volk der Madi gehört, hat die Angriffe auf sein Dorf überlebt. Aber wie ist es seiner Frau und seinen Kindern ergangen? Simon weiß es nicht. Die Angreifer schlugen ihn bewusstlos, brannten seine Hütte nieder und stahlen seine Ziegen. Nach drei Tagen Fußmarsch durch die Wildnis, ohne Nahrung, erreichte er die Grenze nach Uganda. Das war seine Rettung. Doch im Camp ist er Kälte und Regen ausgesetzt; jeden Tag



könnte die Cholera ausbrechen. Tief bewegt sagt Bischof Gakumba nach dem Besuch: „Ich konnte seine Verzweiflung sehen, die Sorge um seine Familie.“

Ein zweiter Leidensweg, von dem der Bischof berichtet, ist der von Acayo Mary Modii. Sie ist Mutter von neun Kindern und gehört zum Stamm der Luo. Die Irrfahrt der Familie begann 2014, als im Südsudan der Konflikt zwischen den



WIR
BRAUCHEN
IHRE HILFE
JETZT!



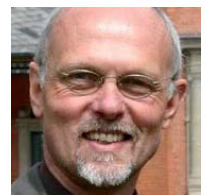
Sauberes Wasser - eines der größten Probleme in den Flüchtlingsiedlungen. (Foto: Oxfam International, CC BY NC)

herrschenden Dinka und den rebellierenden Nuer ausbrach. Die Familie floh in die Hauptstadt Juba. Doch auch hier kam es zu brutalen Auseinandersetzungen. So floh die Familie weiter nach Uganda, wo sie registriert, mit Wasser und Keksen versorgt und in einen Bus gesetzt wurde. Seit Juli 2016 lebt sie nun im Norden Ugandas. Hier wurde ihr ein Stück Land zugeteilt, wurden Zeltplanen, Macheten, Hacken und ein wenig Nahrung überreicht. Die Hirse-Ration jedoch reicht nie aus. Wie so viele Familien in den Siedlungen leiden auch die Kinder von Acayo Mary Modi unter Hunger.

Der Kampf um die täglichen Essensrationen hat in den Camps schon zu schweren Auseinandersetzungen geführt, was auch daher rührt, dass dort mehr als 40 verschiedene Stämme zusammenleben müssen. Auch die einheimische Bevölkerung ist den Flüchtlingen nicht eben wohl gesonnen; sie argwöhnt eine „Bevorzugung“ der Flüchtlinge.

„Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen leistet Hervorragendes. Dennoch mangelt es an so vielem“, sagt Bischof Gakumba. Der Bedarf reiche von sauberem Trinkwasser und Sanitäreinrichtungen bis hin zu Artikeln des täglichen Bedarfs. „Jede Hilfe ist willkommen; gebraucht wird alles!“

Auch denkt der Bischof weiter: Die einheimische Bevölkerung dürfe sich nicht übergangen fühlen. Und: „Wir in Uganda wissen, wie wichtig es ist, Traumata aufzuarbeiten. Wir wollen auch den Flüchtlingen unsere Hilfe dazu anbieten.“ Daher plant seine Diözese zahlreiche Hilfestellungen. Sie reichen von Moskitonetzen und Taschenlampen („Wichtig, damit sich die Frauen nachts im dunklen Camp sicher fühlen“) bis hin zu Hirsellieferungen und Hygieneartikeln. Und auch ein kleines Hilfe-Zentrum soll im nächstgelegenen Camp entstehen: mit Seelsorge-Angeboten und der Möglichkeit, Gottesdienste zu halten. „Denn auch die Seele braucht Trost!“ ■



Dr. Volker Waffenschmidt ist Projektkoordinator für Sambia und Uganda.

Transformation: Glauben und soziales Engagement verbinden

Von GERARD MINNAARD und CHRISTIAN REISER

Kirche in Solidarität

Transformation – was bedeutet dieser Begriff für Kirchengemeinden? Was passiert in einer Gemeinde, die ihre Türen weit und in Solidarität öffnet? Was verändert sich?

Arler Garten

Die Saat geht auf und wächst – bis die Schnecken kommen. Von den Karotten bleibt nichts, der Mangold sieht kümmerlich aus. Wir haben uns zu früh gefreut. Diese zarten Pflänzchen sind verletzlich.

Wenn Menschen zu uns ziehen, die uns fremd sind und denen wir fremd sind, ist diese neue Gemeinschaft im Dorf ein ebenso zartes Pflänzchen. Da wächst was, aber hat es genügend Widerstandskraft gegen Vorurteile und Heimweh und enttäuschte Vorstellungen? Wir versuchen es noch einmal, fangen wieder von vorne an. Wir graben die beiden Beete um, lassen nur die Reihe Mangold stehen. Vielleicht schafft er es gegen die Schnecken!

Friederike und Abdo bereiten den Acker vor. Sie arbeiten Seite an Seite, Kopf an Kopf. Und dass sie einander nur mit Händen und Füßen verstehen, ist kein Problem mehr. Wir haben Spaß miteinander. Roshan hat gebacken, um uns allen die Arbeit zu versüßen. Die Männer schleppen Steine, meine Schubkarre hat einen Platten. Das Rad wird ausgebaut und zur Reparatur gebracht. Abends haben wir ein Kräuterbeet angelegt und Bohnen gelegt. Wir sind zufrieden und hoffen, dass wir irgendwann doch noch ernten.





Ich kaufe gebrauchte Gartengeräte, die in meiner Garage deponiert werden. Sie sind so allen zugänglich. Wer will, kann im Garten arbeiten. Wir tun es alle – ab und zu, je nach Lust und Notwendigkeit. Die Bohnen brauchen Stangen, jemand besorgt sie und stellt sie auf.

Unser Garten ist ein Erfolg. Er macht neugierig. Johann von nebenan hat uns eine Tomatenpflanze geschenkt, und Monika, die im Dorf Außenseiterin ist, fängt an, mitzuarbeiten. Sie ist Gärtnerin und legt Wege an, pflanzt den Rhabarber um, bringt Pflanzen mit, sät Vergissmeinnicht. Roshan und Monika setzen Kartoffeln. Die ersten Bohnen sind geerntet! Mittlerweile biegen sich die Stangen, so reich ist unsere Ernte.

Es ist Opferfest. Wie schon während des Fastenmonats Ramadan werde ich mit Essen verwöhnt. Gefüllte Teller wandern in der Nachbarschaft hin und her. Younis, der älteste Sohn von Fatima und Mohamed, bringt mir Bohnen aus unserem Garten – ganz anders, als ich sie koche, und sehr lecker! Wir planen ein Arler Kochbuch ...

Mittagstisch in der
Gemeinde St. Petri
in Uelzen.



Die kleineren Artikel sind gekürzte Fassungen. Diese und weitere Texte zum Thema finden Sie in der Zeitschrift „Junge.Kirche“, Ausgabe 1/2017. Kosten incl. Versand: 5 €. Bestellung: verlag@jungekirche.de

Ein besonderes Kennzeichen der Gossner Mission war schon immer die Verbindung von Glauben und sozialem Engagement im eigenen Land. Viele Jahre war dieses Anliegen mit dem Arbeitsgebiet „Gesellschaftsbezogene Dienste“ verbunden: „in der Überzeugung, dass durch solidarisches Handeln mit den Unterdrückten der Glauben dauernd herausgefordert und die Kirche erneuert wird“.

Im vergangenen Jahr entschloss sich die Gossner Mission, dieses Arbeitsgebiet neu auszurichten. Dabei wurde ein Schlüsselwort der 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Busan (Korea) aufgegriffen: Transformation. Angesichts grassierender

Umweltzerstörung und einer Weltwirtschaft, die Ungleichheit und Armut im Norden wie im Süden verschärft, ruft die weltweite Kirche zu einem Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens, auf dem wir uns verwandeln lassen und die Transformation der ungerechten Weltverhältnisse sich ereignet.

Unter dem Namen „Transformation zur Kirche in Solidarität“ will eine neue Arbeitsgruppe der Gossner Mission das alte Anliegen aktualisieren und sich der Frage widmen: Was heißt dieser Weg der Transformation für Kirchengemeinden? Was passiert in einer Kirchengemeinde, die ihre Türen öffnet für Solidarität mit den Menschen in ihrer Umgebung? Was verändert sich in ihren Räumen? Im Personaleinsatz? In

der Zusammenstellung des Kirchenvorstandes? Im Umgang mit Geld? In der Theologie? Im Gottesdienst?

Dabei sind die Probleme, denen sich Kirchengemeinden stellen, vielfältig. Es geht um die Kluft zwischen arm und reich, um Flüchtlinge, fairen Handel, aber auch um Einsamkeit, fehlende Mobilität im ländlichen Bereich und andere Formen der materiellen und geistigen Bedrängnis.

Die Arbeitsgruppe „Kirche in Solidarität“ will Veränderungsprozesse in Kirchengemeinden stärken, indem sie Menschen in solchen Gemeinden zu einem gegenseitigen Austausch

einlädt. Ein wichtiger Bestandteil der Treffen ist deshalb dieser Austausch, das Aufeinanderhören und die kollegiale Beratung. Es geht darum, den kleinen, realen Schritten der Verwandlung auf die Spur zu kommen, diese zu benennen und ihnen auf diese Weise Gewicht zu geben. Diese kleinen Schritte stehen nicht im Widerspruch zum weiten Horizont: einer sich wandelnden Kirche, die sich angesichts ungerechter Verteilung von Gütern und Lebenschancen zu Wort meldet und in ihren Räumen und Institutionen auf



Wir laden Sie ein, mit uns am Thema „Transformation zur solidarischen Kirche“ zu arbeiten. Regelmäßige Treffen finden in der Woltersburger Mühle bei Uelzen statt. **Infos: Gerard Minnaard, info@woltersburgermuehle.de**

Menschen an die Hand nehmen

Herr Sauer, haben die diakonischen Aktivitäten Ihre Gemeinde insgesamt verändert?

Armin Sauer: Das nehme ich eher weniger wahr. In den Kirchenvorstandssitzungen ist die diakonische Arbeit natürlich regelmäßig Thema. Es gibt Einzelne, die sich aus der Gruppe „Tafel am Mittwoch“ auch mal in die „Frühschicht im Advent“ trauen. Und eine Frau ist zur Meditationsgruppe dazugekommen. Einzelne entscheiden sich, neben dem diakonischen noch ein anderes Angebot der Gemeinde wahrzunehmen. Insgesamt aber stehen die Aktivitäten und Gruppen eher nebeneinander.

Wie ist Ihre Rolle als Pastor in der Gemeinde?

Armin Sauer: Die Not der Menschen ist da, und wenn ich das wahrnehme, bin ich vom christlichen Glauben her aufgerufen, etwas zu tun, damit diese Not abgewendet wird. Dazu gehört für mich auch die Vermittlung von übergemeindlichen Angeboten. Das verstehe ich als wichtigen Teil meiner Arbeit. Ich kann Menschen auf die Kirchenkreis-Sozialarbeiterin hinweisen. Ich kann

Menschen an die Hand nehmen und mit ihnen gucken, ob es Wege gibt, mit ihrer Problemstellung fertig zu werden. Das finde ich ganz wichtig, weil wir als Gemeinde nicht alles leisten können. Das ist die eine Seite der Arbeit. Zugleich bin ich gedanklich damit beschäftigt, wie es gelingen kann, aus einer Kommunikationsstruktur „von oben nach unten“ herauszukommen. Oben ist der, der weiß, wo und wie man Hilfe kriegen kann – und unten ist der, der Hilfe braucht. Ich erlebe mich selbst nicht unbedingt als „der da oben“. Aber gerade deshalb ist es eine wichtige Frage: Wie geht Kommunikation auf Augenhöhe? Darüber lohnt es sich nachzudenken und in der Gemeinde miteinander zu arbeiten.



Armin Sauer ist Pastor in St. Petri in Uelzen

Bei Gott sind alle willkommen. Alle!

„Bei Gott sind alle willkommen. Alle!“ Dieser Claim war von Anfang an eine Herausforderung, denn man ahnt nicht unbedingt, wer da alles so kommen kann.

Weil wir aber diese Überzeugung in uns tragen, dass Gott die Menschen liebt und sie willkommen heißt, haben wir uns den Menschen, die zu uns kamen, geöffnet. Das war nicht immer einfach, aber auf die Länge der Zeit hat es getragen und gehalten und unsere Gemeinde zu einer bunten Gemeinde der Vielfalt gemacht. Es



ist erstaunlich, wie ein gemeindliches Zusammenleben zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft, Lebensgeschichte, Lebens- und Glaubensweise möglich ist.

Vor über zwanzig Jahren kam eine Frau zu unserer Gemeinde, die aus dem Iran kam und als Missionarin unter Kurden arbeitete. Sie war Mitarbeiterin in einem Projekt, das vom Berliner Missionswerk und einer amerikanischen Kirche durchgeführt wurde. Ihr eigenes geistliches Zuhause suchte und fand sie in unserer Gemeinde. Wir haben sie gerne unterstützt und begleitet. Eine kleine Gruppe traf sich regelmäßig in unseren Gemeinderäumen. Nach einiger Zeit fanden immer mehr Menschen aus dem Iran und Afghanistan zu der kleinen Gruppe, die sehr schnell

größer wurde. Inzwischen haben wir die Frau, die über ein besonderes Programm unserer Kirche eine pastorale Ausbildung machen konnte, angestellt, und heute ist sie Pastorin der persischen Gemeindegruppe.

Die Gemeinde hat sich verändert. Die Deutschen haben manchmal etwas gefremdelt. Das war nicht mehr das alte Gemeindeleben, auch lebendig, auch schön, aber eben anders, als es jetzt geworden ist. Allen war klar, dass es auch nicht mehr so werden würde.

Appelle, aufeinander zuzugehen, nützen wenig. Es muss sich einfach ereignen. Und es ereignet sich. Der Gemeindeausflug im letzten Sommer war ein Zeichen dafür. Über 500 Leute waren mitgekommen und feierten fröhlich miteinander und auch etwas nebeneinander. Sprachbarrieren sind eben immer noch da. Wenn dann aber gemeinsam gefeiert und auch gearbeitet wird, verlieren sich schnell die sonstigen Barrieren. Die ethnischen Gruppen sind in den Gemeindegremien vertreten, gestalten und reden mit.

Alle Gottesdienste sind sonntags. Die Deutschen um 10 oder 11 Uhr, um 13 Uhr die Angolaner und ebenfalls die Perser. Die Koreaner folgen um 16 Uhr. Unsere sogenannte sonntägliche „Kaffeestube“, das Kirchencafé, ist zum Begegnungsort der unterschiedlichen Gruppen geworden. Inzwischen haben die Angolaner auch einen Pastor, der diese Aufgabe ehrenamtlich versieht. Die persische Pastorin hat viel mit Asylanträgen und sonstigen Unwägbarkeiten zu tun. Der koreanische Pastor versucht seine kleine Herde zusammenzuhalten. Wir Pastoren der Gemeinde treffen uns und arbeiten gut zusammen, klären übergreifende Dinge und planen Gemeinsames.

Michael Noss ist Gemeindepastor der Baptistengemeinde Berlin-Schöneberg und Unternehmensberater für Führungsfragen und Organisationsentwicklung



Das Gemeindeleben der Baptisten in Berlin-Schöneberg hat sich verändert.

dem Weg der Gerechtigkeit und des Friedens vorangeht.

In einer Zeit der Globalisierung, in der viele Menschen verunsichert sind und die vorhandenen Bindungen für eine Identität jenseits aggressiver Abgrenzung von anderen oft nicht ausreichen, hat das Anliegen, Solidarität und Gemeinschaft vor Ort zu stärken, eine große politische Bedeutung. Reale Not, ob materiell oder geistig oder beides in einem, fragt nach konkreten Schritten gelebter Solidarität. Insofern ist das Anliegen der Arbeitsgruppe auch eine Antwort auf die Spaltung unserer Gesellschaft und die zunehmende Radikalisierung der politischen Diskussion.

Wir laden ein und suchen das Gespräch mit Frauen und Männern, die in ihrer Kirchengemeinde Türen öffnen und Formen von Solidarität erproben. Unsere Einladung gilt nicht nur Pfarrerinnen und Pfarrern, sondern auch Küster*innen, Frauen und Männern, die im Kirchenvorstand aktiv sind, Jugendlichen, die sich in ihrer Gemeinde für mehr Solidarität engagieren ...

In dieser ersten Phase liegt der Schwerpunkt auf Wahrnehmung, Beschreibung und gegenseitiger Beratung. Vielleicht kommen wir auf Basis der Wahrnehmung und Beschreibung der realen Prozesse zu Formen der Unterstützung. Vielleicht können wir Beratung anbieten für Menschen, die sich auf diesen Weg machen wollen. Vielleicht können wir irgendwann junge Menschen als Botschafter*innen aussenden, um Kirchengemeinden in Transformation zu unterstützen. Vielleicht ...

Der Horizont ist weit. Die Aufgabe ist groß. Wir laden ein mitzumachen. ■



Autoren: Direktor **Christian Reiser** und **Gerard Minnaard**, Kurator der Gossner Mission

Die Menschen wollen nicht „angepredigt“ werden

Transformation: Gemeinden oft als Orte der Beharrung erlebt

Zur Arbeitsgruppe „Transformation zu einer solidarischen Kirche“ gehört auch Oda-Gebbine Holze-Stäblein, Kuratorin der Gossner Mission und ehemalige Landessuperintendentin des Sprengels Ostfriesland-Ems. Klara Butting sprach mit ihr über Veränderungsprozesse in Kirchengemeinden.

? Liebe Frau Holze-Stäblein, Sie arbeiten mit in der Arbeitsgruppe der Gossner Mission, der es um die Konkretion der von der Ökumene ange-mahnten Transformation der un-gerechten Weltverhältnisse auf der Ebene von Kirchengemeinden geht. Welche Erwartungen haben Sie an Kirchengemeinden?

Oda-Gebbine Holze-Stäblein: „Transformation der ungerechten Weltverhältnisse auf der Ebene der Kirchengemeinden“: Das klingt mir viel zu bombastisch. Diese Top-Down-Bewegung! Die kann doch nicht funktionieren, schon deshalb nicht, weil Kirchengemeinden in den seltensten Fällen von dieser Ebene der Ökumene erreicht werden. Kirchengemeinden sind Orte der Beharrung. So habe ich sie jedenfalls meistens erlebt. Und in der Regel sind Kirchengemeinden verwurzelt in einem bürgerlichen bis kleinbürgerlichen Milieu. Die Reichen und Schönen kommen selten vor; eher die anderen, die sich nicht als Verwöhnbürger oder gar als Mitverursacher ungerechter Weltverhältnisse wahrnehmen, weil sie selbst nicht auf Rosen gebettet sind.



Der Zusammenhalt in gewachsenen Strukturen funktioniert immer noch erstaunlich gut; weniger die Öffnung in die nächste Generation und für neue Impulse. Es muss schon ein gewisser Druck von außen kommen, damit etwas in Bewegung kommt: etwa eine längere Vakanz oder die dauerhafte Kürzung einer Pfarrstelle oder die von außen erzwungene Verkleinerung von Räumlichkeiten, weil die Mitgliederzahl schrumpft. Oder Baufälle... Solche Schnittstellen lassen dann durchaus sowohl Konflikte als auch Impulse für Veränderungen entstehen.

Auch die Flüchtlinge haben Bewegung gebracht, durchaus! Aber ob das, was da am Entstehen ist, wirklich für eine Transformation im oben genannten Sinne reichen wird? Integration und Transformation vollziehen sich nicht in Monaten oder Jahren, sondern in Jahrzehnten.

Die eigene Beteiligung an einer Aufgabe über längere Zeit hinweg verändert auch Einstellungen. Menschen wollen nicht ‚angepredigt‘ werden. Und durch Informationen werden sie kaum noch erreicht, weil die permanente Info-Flut sie allmählich immunisiert. Es geht nur über Beteiligung und gelingt auch nur in kleineren Gruppen. Das ist mühsam und langwierig, aber auch schön! Und letztlich das einzige, was Einstellungen verändern kann. So



Die „Junge.Kirche“
im Web: www.jungekirche.de

ist der Mensch – oder haben Sie andere Erfahrungen?

? Ich teile Ihre Erfahrung. Gerade deshalb finde ich die Fragestellung der Gossner Mission, wie und wo diakonisches, gemeinwesenorientiertes Engagement eine Gemeinde verändert, interessant. Haben Sie solche Prozesse in Gemeinden vor Augen, wo Menschen und dann auch die Gemeinden und vielleicht sogar die gesamte Kirche verwandelt werden, weil Einzelne Gemeinschaft organisieren, sich an Veränderungsprozessen hin zu mehr Gerechtigkeit beteiligen und damit Beteiligungsmöglichkeiten schaffen?



Oda-Gebbine Holze-Stäblein: Ihr beharrliches Nachfragen ist berechtigt. Mir fallen die beiden Kirchenasyle ein, in die ich involviert war: Eines dauerte mehrere Jahre, das andere elf Monate. In beiden Fällen ist es uns nicht gelungen, einen größeren Unterstützerkreis aufzubauen, der die Arbeit mittrug. Das Kirchenasyl wurde geduldet und finanziell abgesichert, aber es blieb letztlich alles an einigen wenigen hängen. Warum? Ich glaube heute, wir waren einfach nicht mutig genug, es zu einer Sache der Gemeinde zu machen und die Gemeinde freundlich herauszufordern! Öffentlichkeit herstellen und den Menschen etwas zutrauen: Das wäre nötig gewesen. Heute sehe ich am Engagement vieler Menschen in den Gemeinden für die Flüchtlinge, wie viel Bereitschaft geweckt werden kann, wenn Menschen realisieren, dass sie nicht nur beschäftigt, sondern gebraucht werden.

Ein anderes Beispiel ist die Partnerschaft eines ganzen Kirchenkreises mit einem Kirchenkreis in Südafrika, die ich erlebt habe. Sie ist mittlerweile über 30 Jahre alt. Es gibt regen Austausch hin und her, und es ist sogar gelungen, diese Partnerschaft auf beiden Seiten in der nächsten und übernächsten Generation zu verankern. Bauprojekte – Kirchen, Gemeinderäume, Pfarr-

häuser – werden gemeinsam geplant. Es gibt einen Fonds, aus dem Stipendien für Schüler finanziert werden, in den alle Gemeinden des Kirchenkreises einzahlen. Die Partner in Südafrika gehören so selbstverständlich zum Leben des Kirchenkreises wie etwa die Senioren. Hier ist gelebte Solidarität, d. h. Teilnahme am Leben der jeweils anderen. Und warum gelingt diese Arbeit bis heute? Weil sie von Anfang an nicht auf der Ebene der Amtsträger geblieben ist, sondern von Menschen in den Gemeinden getragen und verantwortet wird. Amtsträger*innen wechseln, die Gemeinden bleiben.

Hier zahlt sich aus, dass Gemeinden Orte der Beharrung sind. Wenn man genau hinsieht, sind es immer Einzelne, die mit ihrer Begeisterung und Beharrlichkeit das Feuer am Brennen halten. Und wenn die dann nicht nur erleuchtete Einzelne sind, sondern auch andere begeistern können und wollen, dann wird Veränderung ansteckend. ■

Veränderungen in Kirchengemeinden brauchen Zeit.



Die Fragen stellte **Dr. Klara Butting**, Leiterin des Zentrums für biblische Spiritualität und gesellschaftliche Verantwortung in Uelzen.

Kirchentag in Berlin

Intensiv und International

Friedlich, fröhlich, sonnenverwöhnt – und sehr international: Das war der 36. Evangelische Kirchentag in Berlin und Wittenberg. Für die Gossner Mission standen dabei die ökumenischen Gäste ganz im Mittelpunkt. „Herzlichen Dank, dass wir bei diesem heiteren Kirchenfest dabei sein durften“, betonte etwa Bischof **Johnson Gakumba** (Uganda), bevor er den Rückflug antrat. „Ich bin begeistert, hier so viele Menschen aus aller Welt getroffen zu haben.“

Außer den Gästen aus Uganda konnte die Gossner Mission aus Sambia **Dr. Peggy Kabonde** begrüßen, Generalsekretärin der United Church of Zambia (UCZ), sowie **Deepa und Trilok Pradhan** aus Nepal und dreizehn Besucher*innen aus der indischen Gossner Kirche, u.a. **Idan Topno**, Dozentin am Theologischen College in Ranchi.

„Dass wir so viele internationale Gäste in Berlin begrüßen und begleiten konnten, war nur möglich dank der Unterstützung zahlreicher Ehrenamtler*innen, denen ich an dieser Stelle herzlich danken möchte“, betonte Gossner-Direktor **Christian Reiser**. Neben zahlreichen Gossner-Kurator*innen hatten sich während des Kirchentages auch frühere Freiwillige engagiert: in der Begleitung der Gäste ebenso wie am Abend der Begegnung und beim Standdienst auf dem Markt der Möglichkeiten.

Reiser: „Ein sehr schöner Kirchentag hier bei uns in Berlin – und für die Gossner Mission ein sehr erfolgreicher Kirchentag!“

i Die schönsten Bilder sind in einem **Online-Fotoalbum** zusammengefasst. So finden Sie schnell hin: <http://bit.ly/2rA5aYs>

(Fotos: Mukut Bodra, Gerd Herzog, Jutta Klimmt, Christian Reiser, Henrik Weinhold)



ABEND

DER BEGEGNUNG

Mochito mit frischer Minze gefällig? Oder lieber doch indischen Tee? Mit (alkoholfreien) Cocktails aus aller Welt laden Gossner Mission und Berliner Missionswerk nach den Eröffnungsgottesdiensten zur Begegnung unter freiem Himmel ein. Und die Einladung wird von vielen gerne angenommen....

Unten: Erinnerungsfoto: die sambischen Gäste mit Begleiterin Alice Strittmatter. Und: Lippe trifft Indien.





Im Abendlicht: das Brandenburger Tor. Cocktail-Vorbereitung. Der frühere Gossner-Direktor Siegwart Kriebel (oben, Bildmitte) mit Hanna Töpfer und Steve Dreger am Stand. Links: Kurator Johannes Heymann und Kolleginnen des Berliner Missionswerkes mixen frische Cocktails.

AUF DEM PODIUM

Hilfe für traumatisierte Opfer des Krieges:

Über Erfahrungen in seiner Heimat spricht Bischof Johnson Gakumba aus Uganda auf dem Kirchentag mit Dietrich F. Koch von XENION, Psychosoziale Hilfen für politisch Verfolgte. Moderiert von Direktor Christian Reiser.

„Der lange Weg zur Frauenordination“ – so das Thema einer von der Gossner Mission angebotenen Podiumsdiskussion. Mit Dr. Peggy Kabonde (Sambia), Pfarrerin Idan Topno (Gossner Kirche, Indien) und Pfarrerin i.R. Friederike Schulze. Es moderiert: Claudia Ostarek (EKD).



DURCH BERLIN AUF VATER GOSSNERS SPUREN



Ein ganz besonderes Angebot zum Kirchentag: Auf den Spuren des Missionsgründers geht es gemeinsam mit den Geschichtsexperten und Gossner-Kuratoren Dr. Klaus Roeber und Johannes Heymann durch die Stadt. Und heiß ist es!



Love-Story auf Nepalesisch

Deepa und Trilok Pradhan aus Kathmandu, hier mit Begleiterin Dorothea Friederici, blicken auf schwierige Jahre zurück. Beide wuchsen in einem Waisenhaus in Indien auf. Nach der Schule verliebten sie sich ineinander – und flohen, als Trilok während des Pakistan-Krieges zum Militär eingezogen werden sollte, gemeinsam nach Nepal. Um anderen Waisenkinder ein ähnlich schweres Los zu ersparen, nahmen sie später sechs Waisenkinder auf, um die sie sich liebevoll kümmern. Auf dem Kirchentag informieren sie über „Christsein in Nepal“.

MARKT



Impressionen vom Markt der Möglichkeiten



Gemeinsam gut: Freiwilligen-Einsatz in Indien.

„Kleine Werke können Großes bewirken“, sagt Jona Dohrmann (re.) vom Verein Deutsch-Indische Zusammenarbeit (DIZ) gern. In der Tat: Gemeinsam entsenden Gossner Mission und DIZ jedes Jahr mehrere junge Freiwillige zur Gossner Kirche nach Indien – und können umgekehrt hier in Deutschland Süd-Nord-Freiwillige aus Indien willkommen heißen. Öffentlichkeitsreferentin Jutta Klimmt bedankt sich bei der DIZ für die gute Zusammenarbeit.

DER MÖGLICHKEITEN



Enkel geht auf Spurensuche:

Der Großvater von Christian Schumacher wirkte als Gossner-Missionar von 1885 bis 1914 in Indien. Das aber hat der Enkel erst vor wenigen Monaten erfahren. Der Großvater starb früh. „Und meine Großmutter hat niemals über ihre Zeit in Indien gesprochen“, bedauert er. Warum das so war? Was sie dort erlebt hat? Dem will Schumacher auf den Grund gehen. Im Herbst fährt er nach Indien zur Gossner Kirche - auf den Spuren seiner Großeltern. Am Kirchentagsstand erhält er willkommene Informationen von Mitarbeiterin Andrea Boguslawski.



ABSCHLUSS- GOTTESDIENST

Zum Abschluss geht's nach Wittenberg. Vor fantastischer Kulisse und unter blauem Himmel erleben hier Zehntausende auf den Elbwiesen einen weiteren, den letzten Höhepunkt des 36. Evangelischen Kirchentages. Auch unsere internationalen Gäste sind mit dabei.



— REZENSION

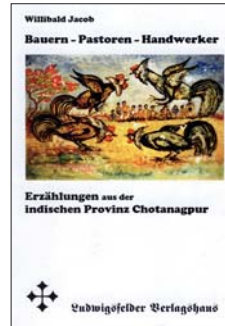
Zukunft in den Dörfern Chotanagpurs

Das bereits 2016 auf Deutsch erschienene Buch „Bauern – Pastoren – Handwerker“ von Willibald Jacob gibt es nun auch in Hindi, damit „meine Freunde und Partner in Indien ... mitlesen können“. Im Zentrum steht die Arbeit der „Craftsmen Training Centres (CTC)“, handwerkliche Ausbildungsstätten in den Dörfern Chotanagpurs (Indien), deren Aufbau und Betrieb Willibald Jacob durch die Entwicklungspolitische Gesellschaft Berlin (EPOC) seit mehr als dreißig Jahren fördert und begleitet.

In zehn kurzen, oft nur einseitigen „Dorfgeschichten“ stellt der Autor die Arbeit dar. Verbindend ist das Ziel, der perspektivlosen Jugend in den Dörfern eine Zukunft zu bieten und sie davon abzubringen, in die Städte zu gehen. Das hat zu unterschiedlichen Initiativen geführt: In Burda bildet eine Schmiede Jugendliche aus, in Bano entstand eine Fahrschule. In Nunia hilft den Bauern eine Zuckerrohrpresse, in Karimati eine Mango-Plantage. Der Autor verhehlt auch nicht Rückschläge und Misserfolge. Oft hängt die Arbeit in den Dörfern an einem Mann. Wenn ihm etwas zustößt, ist das Projekt gefährdet.

Den Dorfgeschichten stellt Jacob fünf Gedanken zu der Arbeit der CTCs zur Seite. Dabei vergleicht er die Stadtflucht der Jugend mit Bildungsabschlüssen in Indien mit der Abwanderung der Jugend in Ostdeutschland. Neben der Weltwirtschaft, die solche Ströme hervorruft, sieht er auch „eine neue Art Solidarität, eine Solidarität von unten“. Wichtig sind ihm auch die Kooperation mit Nichtchristen und die spirituelle Seite der Arbeit. Dabei zitiert er den jetzigen leitenden Bischof der Gossner Kirche, Johan Dang: „Der Vogel braucht zwei Flügel zum Fliegen. Auch der Mensch braucht zwei Flügel, zwei Seiten in seinem Leben, die spirituelle Seite und die soziale Seite, das Gebet und die Arbeit“.

Dang hat dem Buch ein Nachwort hinzugefügt. Ergänzt werden Berichte und Gedanken in der Anlage durch Ausschnitte von Reden verschiedener, meist indischer Aktiver von 1984 bis 2013. Insgesamt bietet das lesenswerte Buch einen schnellen Einblick in die dörflichen Probleme und Initiativen in den Kernregionen der Gossner Kirche. Und wer Willibald Jacob kennt, der hört ihn hier im O-Ton und das geht nicht ohne den einen oder anderen erhobenen Zeigefinger.



Christian Reiser

i Willibald Jacob: Bauern – Pastoren – Handwerker. Erzählungen aus der indischen Provinz. Ludwigsfelder Verlagshaus. ISBN 978 -3-933022-90-5.

— IN EIGENER SACHE

Ihre Meinung Ist gefragt

Auf unsere Zeitschrift **Gossner-INFO** erhalten wir viele positive Reaktionen. Nach jeder Ausgabe, die wir versenden, aber auch immer wieder „zwischen-durch“. Bei Telefonaten, (Gossner-) Festivitäten, Besuchen in Gemeinden. Das freut uns sehr. Schließlich ist und bleibt die Zeitschrift das Aushängeschild unserer Arbeit – auch wenn die Bedeutung der digitalen Medien steigt.

Und so ist es – nachdem die letzte Neugestaltung nun acht Jahre zurückliegt – an der Zeit, auf die Veränderung von Lesegewohnheiten zu reagieren. Wir möchten die **Gossner-INFO** für Sie weiterentwickeln und dabei Ihre Meinung berücksichtigen. Daher liegt dieser Ausgabe ein Umfrageformular dabei. Unsere Bitte: Füllen Sie dieses aus und schicken (oder faxen) Sie es bis zum 1. August an uns zurück. Unter allen Einsendungen verlosen wir drei handbemalte bzw. bestickte Seidentücher sowie zwei Tischdecken aus Indien. **Herzlichen Dank fürs Mitmachen – und viel Erfolg!**

i Sollte Ihrer Ausgabe kein Formular beiliegen, können Sie dieses gerne anfordern: info@gossner-mission.de

— LESERBRIEF

„Nicht blenden lassen“

Zu „Vergesst nicht euren zweiten Sohn“; Gossner-INFO 1/17

Ich bin besorgt beim Gedanken, die selbst ernannte Nordwest Gossner Kirche anzuerkennen. Es hat viele Versuche gegeben, auch international, die Krise in der Gossner Kirche beizulegen. Die Einigung war immer nur von kurzer Dauer. Jetzt wird versucht, als selbständige Kirche anerkannt zu werden.

Die Initiatoren dieser Kirche hatten persönliche Profilierung, Posten und finanzielle Vorteile im Sinn. Die Bezeichnung Nordwest Gossner Kirche ist irreführend, da sie nicht angibt, was sie in Wirklichkeit ist: eine Oraon-Kirche. Dort haben Gläubige anderer Stämme keinen Platz.

Die Gossner-Missionare sind nach Chotanagpur gekommen, um Gottes Wort zu verkünden und eine Kirche zu gründen. Die Missionare haben hier verschiedene Volksstämme (Mundas, Oraons, Kharias, Hos, Santhals und viele andere) vorgefunden. Aber sie hatten nicht im Sinn, für jeden Volksstamm eine eigene Kirche zu gründen. So wurde die Gossner Kirche gegründet, zu der alle diese Stämme gehören. In kleinen Dörfern wird in Stammessprachen gesungen, gepredigt und gebetet. In den Städten, wo mehrere Stämme leben, wird der Gottesdienst in Hindi gehalten. Hindi ist die Unterrichtsprache in den Schulen, ist Amtssprache und ist auch Umgangssprache. Gemeinsam Gottesdienst feiern ist kein Problem. Die verschiedenen Volkstämme leben freundschaftlich nebeneinander, sind Freunde, nehmen gemeinsam an Veranstaltungen teil.

Die Aktivisten der Nordwest Gossner Kirche besetzten widerrechtlich die Kirchengrundstücke und Gebäude und behinderten die Arbeit der Gossner Kirche. Die Missionare hatten die Grundstücke für den guten Zweck sehr günstig bekommen und errichteten darauf Kirchen, Gemeindegäuser, Schulen, Internate, Herbergen und Verwaltungsgebäude. Diese waren für die Arbeit der Kirche und zum gemeinsamen Nutzen der Gemeindeglieder bestimmt. Diese dürfen nicht unter den Stämmen aufgeteilt werden. (...)

Man sollte sich nicht von schönen Reden, dem Werben und den Empfängen (der Nordwest Gossner Kirche) beeindrucken und blenden lassen. Es wird nur versucht, damit Unterstützer zu gewinnen. Nachgeben und Forderungen zu erfüllen, führt nur zu weiteren Forderungen ohne Ende. Dies haben die Kirchen und Organisationen im In- und Ausland erkannt und die separatistischen Bestrebungen nicht unterstützt. Stattdessen haben sie sich als Vermittler für die Versöhnung angeboten. (...) Irgendwann wird man doch zu der Erkenntnis kommen, dass man nur gemeinsam gegen die größeren Herausforderungen, die alle betreffen, bestehen kann.

Hora Senon Horo, Berlin

IMPRESSUM

Die Zeitschrift »Gossner Info« erscheint dreimal pro Jahr. Auflage: 6200 Exemplare.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 19. Mai 2017

Redaktion:
Jutta Klimmt
Layout: Jutta Klimmt,
Henrik Weinhold
Satz:

Henrik Weinhold
www.webundprint.com

Druck:
Bonifatius-Druckerei

33042 Paderborn
Herausgeber:
Gossner Mission
Georgenkirchstr. 69-70
10249 Berlin

Tel.: (0 30) 2 43 44 57 50
Fax: (0 30) 2 43 44 57 52
mail@gossner-mission.de
www.gossner-mission.de

Bankverbindung:
Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91
BIC: GENODEF1EK1

Titelfoto:
Flüchtlingssiedlung in Uganda:
Die Menschen leiden unter Hitze und Durst.
Mehr: Seite 14
Foto: trocaire
(CC BY)



**„Täglich klopfen Menschen auf der Flucht
an unsere Tür. Wir brauchen eure
Unterstützung, um ihnen schnellstens
helfen zu können.“**

Johnson Gakumba,
Bischof der Diözese
Nord-Uganda



**BITTE
HELFEN
SIE UNS
HELFEN!**



Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91
BIC: GENODEF1EK1
Soforthilfe Uganda